

Klaus Heizmann

Mein Leben in Dur und Moll
Harmonien zwischen Himmel und Erde

Klaus Heizmann

Mein
Leben
in Dur
und Moll

Harmonien zwischen
Himmel und Erde

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2024 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de · E-Mail: info@scm-haenssler.de

Bibelverse sind, soweit nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002, 2006,
2017 SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen.

Weiter wurden verwendet:

Luther, revidierte Fassung 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. (LUT)
Neue Genfer Übersetzung – Neues Testament und Psalmen, © Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. (NGÜ)

Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift 2016, © 1980 Katholische Bibelanstalt, Stuttgart. (EÜ)

Lektorat: Cordula Orth

Umschlaggestaltung: Sybille Koschera, Stuttgart

Titelbild: Paul Yates, www.paul Yates.com

Bildteil: Alle Fotos © privat außer bei den angegebenen Urhebern im Bildteil
(Gabriele Killisch, Marco Stirn, Paul Yates, Sarah Schlosser)

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6239-5

Bestell-Nr. 396.239

*Hedwig Volk – Omatante oder Tante Vo genannt –
in memoriam*

Inhalt

Präludium	9
Mein Elternhaus	11
Meine Eltern	11
Meine Kindheit	13
Omatantes Taktiken	16
Erste Auftritte	22
Musik für die verschiedensten Anlässe	22
Musik in Freud... ..	25
... und Leid	27
Mein Blick hinter die Kulissen	29
Endlich: Schule aus	32
Studentenzeit – schöne Zeit	34
In der Neuen Welt	43
Musikalische Ausbildung	46
Musikalische Horizonterweiterung	49
Persönliches Fazit	52
Wieder in der Heimat	57
Der Jugend-für-Christus-Chor	60
Meine ersten Auftritte mit dem Chor	63
Starker Wind von vorne	64
Konzerte über Konzerte	69
Konzertleben	71
Gemeinsam unterwegs	74
Deutschland	76

Afrika	80
Israel	84
Schweiz	89
Kroatien	92
Paraguay	93
Vielfältige Begegnungen	100
Küster, Sigristen und andere Leute, die etwas zu sagen haben	100
Erlebnisse mit kleinen und großen Solisten	105
Vielseitigkeit – ein Muss im Künstlerdasein	109
Die richtigen Worte finden	122
Töne zur rechten Zeit am richtigen Ort	132
Ein neuer Anfang	142
Verlagsgeschichten	146
Verlag kommt von »vorlegen«	146
Große Werke	151
Mein Alptraum: Dreckfehler bzw. Druckfehler	156
Zum Singen und Musizieren anleiten	160
Singetage und Dirigentenlehrgänge	160
Die Arbeit mit Orchestern: Stress und Freude	165
Wunderwelt Tonstudio	168
Von kleinen und großen Wundern	178
Postludium	184
Anmerkungen	187

Präludium

Meine Familie, Freunde und Verwandte haben nie aufgehört mich immer wieder anzustupsen – mal leise, mal heftig –, um das aufzuschreiben, was ich so erlebte. Also beginne ich. Vor mir liegt ein weißes Blatt Papier.

Und noch etwas: Auch nicht im entferntesten Sinne fühle ich mich als Schriftsteller. Trotzdem versuche ich es.

Ja, mein Leben ging durch Dur und Moll. Für Nichtmusiker: Spricht man in der Musik von Dur und Moll, denkt man an Fröhlichkeit (Dur) oder Bedrückt- bzw. Traurigsein (Moll). Denn die Musik ist in der Lage, bestimmte Gefühlsstimmungen, wenn sie in einer gewissen Anordnung der Töne gesungen oder gespielt werden, so auszudrücken, dass man sie hören kann.

Auch werde ich Sie, liebe Leserin und lieber Leser, an meinem Denken, Fühlen und Wollen teilhaben lassen, nichts beschönigen und mich dabei nicht schämen. Dabei bin ich mir bewusst, dass Offenheit auch Verletzlichkeit bedeutet.

Dieses Buch soll keine Biografie sein, die alle Daten, Ereignisse und minutiösen Abläufe erfasst, das habe ich mir fest vorgenommen. Es wird vielmehr ein kleines Stück Kirchenmusikgeschichte im 20. und 21. Jahrhundert vor und hinter den Kulissen beleuchten und sichtbar machen.

Auch möchte ich die interessanten Begebenheiten und solche, die mich nachdenklich gestimmt haben, ebenso die traurigen und auch die lustigen Situationen schildern, die mir im Laufe meines Musikerlebens begegneten.

Natürlich will ich auch auf die vielen Fragen eingehen, die mir immer wieder gestellt werden, wie beispielsweise: »Gehen Sie zum Komponieren immer in den Wald?«, »Wie bekommen Sie Ihre Ideen?«, oder: »Können Sie als Komponist satt werden?«

Da ich schon seit frühester Jugend meine Erlebnisse, Anekdoten oder amüsante Dinge aufschreibe – warum, das erkläre ich später –, kann ich aus einem großen Fundus schöpfen; dies fließt ebenso in dieses Buch mit ein.

Wenn ich hin und wieder Personen – es waren so viele – und Daten vergessen sollte zu erwähnen, dann sehen Sie mir das bitte nach.



Noch eine Sache zu Beginn: Über diesen Link gelangen Sie zu einer großen Auswahl an Liedern zum Nachhören – viel Freude damit!



www.bio.to/KlausHeizmannpp

Mein Elternhaus

Meine Eltern

Meine Mutter, Herta Heizmann, wurde 1911 geboren und stammte aus Gurschno, einem Dorf in Westpreußen, 20 Kilometer südöstlich von Danzig. Sie war eine fröhliche, warmherzige, immer singende und stets besorgte Mutter, wenn es um ihre Familie ging. Ihr Vater, den ich nie kennenlernen durfte, war Gutsverwalter und hatte sieben Kinder. In seiner Freizeit war er Laienprediger in den umliegenden Dörfern in evangelischen Kreisen.

Als mein Großvater Reinhold Janke an einer Bakterienruhr starb, stand meine Großmutter Ida Janke mittellos und alleine in Westpreußen mit ihren sieben Kindern da. Von diesem Schicksalsschlag las die ledige Studienrätin Hedwig Volk aus Haan im Bergischen Land (bei Solingen) in der christlichen Zeitschrift *Licht und Leben*. Sie organisierte, dass einige dieser Kinder zu ihr nach Haan zogen. Das war ein Akt glaubwürdiger Nächstenliebe. Später hat sie alle Kinder nach Haan geholt und ihnen eine Ausbildung ermöglicht oder ihnen eine Arbeitsstelle vermittelt. Wir nannten sie Omatante Volk oder Tante Vo.

Eine der Ersten, die Omatante nach Haan holte, war meine Mutter. Sie wurde Schneidermeisterin und konnte durch ihr handwerkliches Geschick und durch ihre liebenswerte Art gerade in den Zeiten der Hungersnot einen wesentlichen Beitrag zum Überleben der Familie beitragen.

Mein Vater, Rudolf Heizmann, wurde 1913 in Hussinetz in Niederschlesien, 41 Kilometer südlich von Breslau, geboren. Er hatte eine interessante Familiengeschichte, die auf mein Leben einen großen Einfluss haben sollte. Seine Vorfahren waren seit 1742 böhmische Exulanten, die wegen ihres religiösen Bekenntnisses aus Königgrätz in Böhmen (heute Tschechien) fliehen mussten. Als Exulanten oder auch Böhmisches Brüder bezeichnet man die protestantischen Glaubensflüchtlinge, die in der Zeit zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert wegen ihres Glaubens aus ihrem Heimatland vertrieben wurden. (Das ist offensichtlich der Grund dafür, dass meine Familie schon immer ein weites Herz für Flüchtlinge hatte und sich für sie tatkräftig einsetzte.)

Ihr erster Anlaufpunkt war Münsterberg in Schlesien, das lag ungefähr 50 Kilometer südlich von Breslau. 1749 kauften sie auf Veranlassung und mit Unterstützung des preußischen Königs Friedrich des Großen ein Vorwerk (kleines Dorf) in der Nähe von Strehlen und gründeten den Ort Hussinetz, dem wahrscheinlichen Geburtsort von Johann Hus, einem christlichen Theologen und Reformator, der als Ketzer in Konstanz 1415 verbrannt wurde.

2016 habe ich mit meinen Brüdern Lothar und Rudi dieses Dorf meiner Vorfahren besucht. Wir waren sehr von ihrer Glaubensstärke und dem Mut ihres christlichen Bekenntnisses beeindruckt. Sichtbar wurde sie auf einigen Giebelwänden von Scheunen, in denen durch die Verwendung von dunkelroten Ziegeln etwa vier bis fünf Meter hohe schlanke Abbildungen des Abendmahlskelches dargestellt wurden. Eine Frömmigkeit, die sich in unserer Familientradition fortsetzen sollte.

Diese abgekapselte, eingeschworene und verfolgte christliche Gemeinschaft war schon seit dem 15. Jahrhundert eine fromme und stark singende Gemeinde, die eigene Liedtexte verfasste und die Melodien dazu schrieb. Noch heute stehen 16 Melodien und

drei Liedtexte der Böhmischen Brüder im Evangelischen Gesangbuch. Daher stammen also meine Wurzeln.

Zurück zu meinem Vater: Zur Zeit der Weltwirtschaftskrise um 1932 war mein Vater froh, überhaupt noch Arbeit in einem der berühmten Strehleiner Steinbrüche und in einer Weberei zu erhalten. Dann wurde er zum Militärdienst eingezogen.

Im Jahr 1940, ein Jahr nach Ausbruch des 2. Weltkrieges, heirateten meine Eltern in Saegen/Ostpreußen. Sie hatten sich auf einem Jugendtreffen in Hussinetz-Oberpodibrat kennengelernt.

Meine Kindheit

In den Wirren des Krieges kam ich am 16. Mai 1944 in der Gartenstadt Haan zur Welt. Einige Monate später warf die englische Royal Air Force mit ihren Avro-Lancaster-Flugzeugen viele Bomben auf meine Heimatstadt. Viele starben und es begann eine große Hungersnot. Mein Vater erzählte mir später, wie er nachts, bei einem Heimaturlaub vom Militär, auf einem Feld in der Nähe unserer Wohnung Kartoffeln »organisierte« bzw. klaute, damit wir etwas zum Essen hatten. Als er freudestrahlend mit den Kartoffeln nach Hause zurückkehrte, fing er plötzlich an zu zittern und konnte nur noch stotternd sagen: »Hab mein Soldbuch auf dem Acker verloren.« Er schlich zurück in die stockdunkle, mondlose Nacht und kroch auf allen vieren durch die Furchen des Kartoffelackers. Plötzlich fasste er an eine fremde kalte Hand. Eine Stimme fragte flüsternd: »Auch Hunger?« Mein Vater erklärte ihm den Grund seines Suchens. Nun krochen beide durch die Furchen und ... fan-

den endlich das Soldbuch. Wäre mein Vater ohne das Dokument angetroffen worden, hätte ihm eine Gefängnisstrafe oder in einigen Fällen sofortige Erschießung gedroht.

Um meine hungernde Familie zu versorgen, fuhr mein Vater auch einige Male rund 100 Kilometer mit dem Zug in die Eifel, um bei einem Bauern ein großes Stück Speck gegen ein kleines Schmuckstück einzutauschen. Auf der Rückreise musste er wegen des überfüllten Zuges auf dem Dach eines Waggons bei Wind und Wetter ausharren. Ich erinnere mich auch daran, wie es noch Jahre später immer wieder Steckrübensuppe, Steckrübensalat, Steckrübenpüree mit Milch oder frittierte Steckrüben gab. Bis heute hat sich diese Hungersnot tief in mein Gedächtnis und in mein Leben eingestrichelt: Ich kann keine Lebensmittel wegwerfen. Und auch: Das harte Arbeiten meines Vaters, um die Familie zu versorgen, war für uns Kinder immer ein großes Vorbild, das wir in unserem Leben verinnerlichteten.

Mein Vater, der als Kraftfahrer beim Militär eingesetzt war, sah viel Elend und Tod und musste sehr viel Hunger erleiden. Das schlug sich auch auf seine Gesundheit nieder. Er erzog uns streng nach preußischem Vorbild: Fleiß, Ordnung, Sauberkeit, Disziplin, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, christlichem Weltbild und Zuverlässigkeit. Manches Mal unterstrich er bei mir seine Erziehungsmethode

mit einem Rohrstock.

Dennoch blieben wir eine arme, aber glückliche Familie.

1945 wurde er aus dem Kriegsdienst entlassen und fand trotz einer Granatsplitterverletzung in einer Maschinenfabrik in Haan

eine Anstellung als Dreher. Er war froh, eine feste Arbeit zu haben.

Dennoch blieben wir eine arme, aber glückliche Familie.

Der Wunsch meiner Eltern für uns Kinder war: »Unsere Kinder sollen es einmal besser haben.« Damit stimmten sie in das allgemeine Credo der Nachkriegsgeneration ein.

Im Jahr 1946 erblickte mein Bruder Lothar das Licht der Welt. Bisher war ich ein Einzelkind gewesen, das nun froh war, einen Bruder und Spielkameraden zu haben.

Kurze Zeit später ereignete sich etwas, das ich nie vergessen werde. Vor unserem damaligen Haus in Haan hielt ein eisernes Ungetüm an. Ein schwarzer Soldat sprang von einem englischen Panzer und schenkte mir meine erste Tafel Schokolade.

Mein zweiter Bruder, Hans-Rudi, wurde 1950 geboren. Auf ihn waren wir mächtig stolz. Zu dritt waren wir meistens ein Herz und eine Seele. Aber wir konnten uns auch manches Mal heftig kloppen, wie man im Rheinland zu sagen pflegt.

Wir wohnten inzwischen in einem kleinen Haus in Haan, einer ehemaligen Schmiede am Rande der Stadt. Es war eine ländlich geprägte Gegend in einer leicht hügeligen, lieblichen Landschaft des Bergischen Landes, rund zwölf Kilometer vom Rhein entfernt.

Dort verbrachten wir unbeschwerte Kindheitstage. Wir wohnten nämlich ganz in der Nähe eines Bauernhofs. Bauer Dächer und seine Frau spannten uns in das Bauernleben ein: Kuh- und Pferdestall ausmisten, Taubenschlag säubern, nicht gerade fröhlich Rüben vereinzeln, Kartoffeln pflanzen, Kartoffeln ernten, Kühe auf die Weide treiben, beim Melken helfen, stolz den Porsche-Traktor fahren ... Ich fand das herrlich und wollte natürlich auch Bauer werden. Aber es sollte anders kommen, die Liebe zur Natur und den Tieren ist aber geblieben.

Meine Brüder und ich waren ebenso wie unsere Nachbarskinder und Freunde aber auch echte Lausbuben. Wir legten in dem kleinen Bach in unserer Nähe einen »Staudamm« an, der nicht hielt und große Verwüstung am Unterlauf anrichtete. Wir fanden im nah gelegenen Ittertal Gewehrmunition aus Kriegsbeständen, mit der wir es mittels eines Hammers mal »richtig krachen« ließen, obwohl uns die Geschosse um die Ohren flogen. Heute weiß ich, dass wir Kinder

einen Schutzengel hatten, der uns vor Verletzungen behütete. In einer Höhle fanden wir Karbidlampen, die Soldaten in den letzten Kriegstagen versteckt hatten. Wir ließen sie in einem Teich »explodieren«.

Der Ernst des Lebens erreichte mich bei der Einschulung. Wir waren 70 Kinder in der ersten Klasse. Trotzdem hatte uns unsere Lehrerin Anna Ohlig fest im Griff. Im 3. Schuljahr hatte ich einen Musiklehrer – Herrn Koll –, er war von Beruf Sänger und hatte von Pädagogik sehr wenig Ahnung. Manches Mal musste ich mit anderen Klassenkameraden vor die Klasse treten und die heftigen Schlä-

Während der Schulzeit und auch während des Studiums blieb ich ein schüchterner, introvertierter und verträumter Junge.

ge mit dem Rohrstock auf die Hände oder auf den Hosenboden in Empfang nehmen.

Als die Zensuren für den Musikunterricht vergeben wurden, rief Herr Koll im militärischen Ton: »Heizmann, aufstehen! Vorsingen.« Anstatt eines ernsten Vortrages, den ich ohne Weiteres gekonnt hätte, interpretierte ich ein Volkslied auf die alberne Art und Weise. »Heizmann, setzen! Vier.« Das war meine erste Musiknote.

Während der Schulzeit und auch während des Studiums blieb ich ein schüchterner, introvertierter und verträumter Junge.

Während der Schulzeit und auch während des Studiums blieb ich ein schüchterner, introvertierter und verträumter Junge.

Omatantes Taktiken

Omatante Volk war für unsere Familie ein Geschenk des Himmels. Als Studienrätin am Gymnasium in Hilden (bei Düsseldorf) war sie in der Hitlerzeit in große Schwierigkeiten geraten, weil sie mit dem NS-Regime auf Konfrontation stand. Das, was sie unterrichten sollte, lehnte sie kategorisch ab. Deshalb entließ man sie von heute auf morgen. Sie verkroch sich nicht, sondern engagierte sich in

einer unvoreingenommenen Zugewandtheit für bedürftige Mitmenschen in ihrem unmittelbaren Umfeld. Außerdem hatte sie immer noch guten Kontakt zu ihren ehemaligen Schülerinnen. Ich erinnere mich noch an die Berge von duftenden Blumengeschenken, die sie von ihnen immer zum Geburtstag erhielt.

Auch war sie stark in der evangelischen Kirche engagiert und stand unter anderem in Kontakt mit Pastor Eberhard Bethge. Er hatte eine Tochter von Dietrich Bonhoeffers ältester Schwester geheiratet und verfasste eine umfassende Biografie über Bonhoeffer. So verbrachte ich mehrere Male mit Omatante die Ferien in Rengsdorf bei Neuwied, wo Bethges wohnten. Deshalb erfuhr ich schon in jungen Jahren von der Dramatik des Widerstandes der evangelischen Bekennenden Kirche gegen Hitler und der Ermordung von Dietrich Bonhoeffer im KZ Flossenbürg im Jahr 1945. Auch las ich in Rengsdorf zum ersten Mal ein Gedicht, das Dietrich Bonhoeffer zum Jahreswechsel 1944/45 im Gefängnis geschrieben hatte und in einem Brief an seine Familie geschickt hatte. Es hieß *Von guten Mächten wunderbar geborgen*. Es hat sich in mir tief eingepreßt, obwohl ich erst sechs Jahre alt war und ich nicht so recht verstand, warum die »guten Mächte« Bonhoeffer nicht vor dem Erhängen bewahrt hatten.

Da Omatante alleinstehend war, hatten meine Eltern mit ihr beschlossen, dass ich nach der Schule zu ihr zum Essen kam. Ich genoss ihre Kochkünste, den Bratkartoffelduft, üppige Fleischrationen und Eis als Nachtisch – solch ein Essen konnten sich meine Eltern nicht jeden Tag leisten. Unter ihrer Aufsicht machte ich dann meine Schularbeiten und ging dann nach Hause. Am Anfang hatte ich großen Respekt vor ihr. Aber im Lauf der Zeit liebte ich sie sehr und sie mich auch – das spürte ich.

Für sie war es eine Selbstverständlichkeit, vor jedem Essen ein Tischgebet zu sprechen.

Das brannte sich bei mir ein – bis zum heutigen Tag –: Vor dem Essen wurde ein Dankgebet gesprochen.

Omatante konnte hervorragend Klavier spielen. Oft stand ich neben ihr am Klavier, wenn sie Walzer, Märsche oder klassische

Das brannte sich bei mir ein – bis zum heutigen Tag –: Vor dem Essen wurde ein Dankgebet gesprochen.

Werke spielte. Eines Tages stellte sie mir ganz nebenbei eine Frage, die mein ganzes Leben beeinflussen sollte: »Willst du vielleicht auch das Klavierspielen lernen?« Auf meine Zusage brauchte sie nicht lange zu warten. Meine Zustimmung kam prompt. Und so begann alles...

Allerdings kam von ihr eine Antwort, die nur eine Pädagogin erfinden konnte: »Unter einer Bedingung bringe ich dir das Klavierspielen bei. Du darfst deinen Eltern nichts davon erzählen.« Ich versprach das sofort. Und so begann mein erster »geheimer« Klavierunterricht im April 1951.

Jedes Jahr an Heiligabend traf sich meine ganze Familie bei Omatante. Darauf freuten sich meine Eltern und meine Brüder Hans-Rudi und Lothar sehr, denn Omatante – so war das Ritual – setzte sich ans Klavier, spielte die Weihnachtslieder und wir sangen voller Inbrunst mit. Mein Vater allerdings »brummte« nur mit, denn er konnte keine Melodie nachsingen. Meine Mutter hatte hingegen eine schöne Stimme mit einem glockenreinen Timbre. Am Weihnachtsabend 1951 – ich war sieben Jahre alt – kam die große Wende. Omatante sagte: »Heute spiele ich nicht Klavier.«

»Warum denn nicht?« »Das kannst du doch nicht machen!« »Bitte, spiel doch.« Worte der Entrüstung und Enttäuschung standen im Raum. Schließlich löste Omatante das Rätsel. »Heute spielt Klaus.«

Und so setzte ich mich ans Klavier und spielte vor den Augen und Ohren meiner überraschten Familie Weihnachtslieder. Zwar

noch nicht perfekt, aber immerhin so, dass alle mitsingen konnten, außer meiner Mutter. Ihr traten manchmal Tränen in die Augen. Das war mein erster Auftritt, den ich mit Herzklopfen absolvierte.

In nur neun Monaten hatte ich die Anfänge des Klavierspielens gelernt. Die weitsichtige Omatante suchte danach für mich eine hervorragende professionelle Klavierlehrerin und bezahlte die Unterrichtsstunden. So fuhr ich jede Woche mit dem Bus zu Frau Kiehne nach Solingen und machte Fortschritte.

Einmal als Klavierspieler in einem Konzert aufzutreten – daran hatte ich nie gedacht.

Es fing bei mir ganz klein und bescheiden an. Ich erinnere mich an meinen ersten öffentlichen Auftritt mit acht Jahren im Solinger Wasserturm. Frau Kiehne hatte diese Veranstaltung mit ihren Schülern geplant. Was war ich aufgeregt. Ich konnte am Tag vorher sehr schlecht schlafen und meine Knie schlotterten. Und bei der Aufführung verspielte ich mich an einer Stelle. Aber nach und nach fühlte ich mich zunehmend sicherer, wenn ich vor Publikum Bestleistung bringen musste. Es war aber ein langer Prozess.

Als ich 14 Jahre alt war, sagte Omatante eines Tages: »Ich habe mit deinen Eltern gesprochen, wir fahren nach Wuppertal-Barmen in die Oper.« »Was ist eine Oper?«, fragte ich. So fuhren wir mit der Straßenbahn von Haan nach Wuppertal-Vohwinkel und dann mit der Schwebebahn nach Wuppertal-Barmen ins Opernhaus. Für Nicht-Wuppertaler: Eigentlich ist sie eine Hängebahn, die nicht auf Rädern fährt, sondern deren Waggons auf einer einzigen durchgehenden Schiene mit einer Geschwindigkeit von rund 60 Stundenkilometern in einer Höhe von zwölf Metern über die Stadt und die Wupper hinwegrollen. Während dieser Schwebebahnfahrt sah

ich immer wieder zerbombte Häuser. Dieses Bild sehe ich noch heute vor mir.

Mein erstes Opernerlebnis war Mozarts *Zauberflöte*. Ich war so beeindruckt, dass ich auf der Heimfahrt kein Wort herausbrachte und immer wieder an diese zauberhafte Musik denken musste, die mich mit ihrer Dramatik und Leichtigkeit in den Bann gezogen hatte.

Nach diesem Opernbesuch fragte mich Omatante: »Klaus, hättest du nicht Lust, Geige zu lernen? Dann könntest du eines Tages auch in einem Orchester mitspielen.« So bekam ich meinen ersten Geigen-

Wenn ich Omatante mit ihren gütigen Augen ansah, überkam mich ein Gefühl tiefer Dankbarkeit, denn ohne sie hätte ich meine musikalischen Träume nie verwirklichen können.

unterricht bei Josef Preute, den wieder sie bezahlte. Ich muss gestehen: Ich habe es nur bis ins Schulorchester geschafft. Aber es reichte, um zu lernen, was man auf einer Geige spielen kann, in welchen Lagen man spielen muss und welche Effekte aus einer Geige herauszuholen sind (bei-

spielsweise *spiccato*, *détaché*, *con sordino* usw.). Dieses Fachwissen kam mir später, als ich für Streichorchester komponierte und arrangierte, sehr zugute. Später sagte mir einmal der 1. Geiger des Orchesters *Los Angeles Strings*: »Wenn Sie etwas für uns Geiger komponieren, dann haben wir immer mächtig was zu tun.«

Nur wenig später ging Omatante mit mir »zufällig« in die Haaner evangelische Kirche. Sie hatte wieder einmal eine Überraschung hinter meinem Rücken eingefädelt. Wir trafen den Musiklehrer, Dirigenten und Organisten Hans Schöpp, der gerade auf der Orgel spielte. Ich kannte ihn schon von der Realschule; dort war er mein Musiklehrer. Ich war überwältigt von der großen Walcker-Orgel, ihrer mächtigen Klanggewalt und ihrer Zärtlichkeit, die mich zutiefst berührte. Auf dem Nachhauseweg kam Omatantes